

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 220

Posen, den 25. September 1929

3. Jahrg.

Der
Kalschspieler
URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU IM SACHSEN

ROMAN
VON
KATE
LUBOWSKI

13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das war er. Sein bester und einziger Freund, der Uneigennützigste, den es überhaupt geben kann. Noch eine Stunde vor der schrecklichen Todesfahrt hat der Andreas zu mir gesagt: „Trautlieb, wenn meine Erfindung erst mal richtig einschlägt, dann soll es aber der Laßberg gut haben. Vor allen Dingen kriegt er ein kleines Eigenhäuschen und ein Reitpferd. Einen Goldfuchs, denn so einen ritt er sechs Jahre . . . Und sterbe ich vorher, dann hat er alles, Patente und Lizenzen für das Inland und Ausland . . . Aber auf dies letzte habe ich gar nicht richtig gehört. Ich hielt's doch für ausgeschlossen. — Ich habe, wenn er das Häuschen und den Goldfuchs gekriegt hätte, für ihr nähren und flicken — und scheuern und den Tisch auch sehr hübsch decken wollen . . . Aber nun ist er auch tot . . . Nur die Patente und alles, was ihm Andreas verschrieben hat, die bekommt kein anderer. Der Bucherer war auch schon deswegen gleich bei mir, hat geschmeichelt und gedroht. Ich bin fest geblieben, habe ihn aufs Gericht verwiesen, wenn er meinte, Recht darauf zu haben. Das hat er sein bleiben lassen . . . Ach . . . daß der Herr Laßberg auch nicht mehr ist . . .“

Wieder flossen ihre Tränen. Tiefe, heilige Freude füllte das Herz des gespannt Zuhörenden.

„Kleine Trautlieb . . . denn nun weiß ich ja aus Ihrem Mund Ihren Vornamen — ich verderbe auch kein Mädchen. Vertrauen Sie mir . . . Hier . . . nehmen Sie diese Summe von mir an. Dafür erstehen Sie sich alles, was sie wieder sauber — äußerlich — erscheinen läßt. Punkt sechs Uhr heute nachmittag begeben Sie sich mit dieser meiner Visitenkarte zu Frau von Nestrop, meiner Wirtin. Die Adresse ist verzeichnet. Dort erwarten Sie mich, im Falle ich noch nicht heimgekehrt sein sollte. — Inzwischen werde ich Frau von Nestrop genauer unterrichtet haben.“

Sie wog das dünne Rärtchen in der Rechten. Ihr Blick fiel scheu darauf. Da stand wirklich: „Baron Jürgen von Kerst.“

Als sie ihm ihren Dank sagen wollte, war er verschwunden. Mit einem tiefen Seufzer steckte sie Geld und Ausweis ein. Mochte er auch anders heißen! Für sie blieb er insgeheim: Friedrich Laßberg, der Gütige!

* * *

P. A. Krumbholz befand sich in ausgezeichnete Laune. Er saß bereits auf seinem Platz, als Kerst — etwa um fünf Minuten verspätet — das sogenannte Arbeitsbüro des Chefs betrat.

„Mich hat die Unruhe um das große, schwebende Rotterdamer Geschäft nicht schlafen lassen,“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Wir waren uns aber doch bereits vorgestern klar geworden, daß nach dem Ton der Antwort auf unser letztes Angebot kaum noch eine günstige Aussicht bestand, den Auftrag hereinzuholen . . . für dich hereinzuholen . . .“

P. A. Krumbholz stieß ein seltsames Fauchen aus, das seinachen bedeutete. „Für mich . . . das hast du übrigens ausgezeichnet ausgedrückt! Für mich bestand in der Tat keine Aussicht. Aber du . . . vergißt, daß zwischen vorgestern und heute ein Tag lag, in dessen Mittagsstunde du als mein Bevollmächtigter im Ablon mit dem Generalvertreter der Rotterdamer Firma verhandeltest . . .“

„Dieser Vertreter wandelte zwar im Laufe unserer Unter-

redung anfängliche eifige Abwehr in eine gewisse lebenswürdige Form um. Beim Abschluß mußte ich jedoch die Empfindung haben, daß in der Sache selbst keinerlei Wandel zu deinen Gunsten eingetreten sei.“

„Trotzdem hast du ihm schließlich einen kleinen Nachlaß eingeräumt, zu dem ich dich nicht bevollmächtigt hatte, denn unsere Kalkulation war abgeschlossen und nach allen Seiten durchgeprüft.“

„Der Gedanke kam mir blitzschnell, als ich sicher wurde, daß es mehr ein mir freilich nicht einleuchtender Eigenfönn dieser holländischen Firma sei, als absolute Abgeneigtheit deiner Firma den großen Auftrag zu geben. Diesem Eigenfönn, der eigentlich für einen großen Kaufmann etwas Unwürdiges bleibt, trug ich Rechnung. Bei ungefährender Ueberrechnung meines Preisnachlasses hätte ich etwa die Gesamtsumme der Einnahme um nicht ganz fünfzig Tausende verringert. Dafür wäre dein Wert volle sechs Monate beschäftigt gewesen. Wir hätten zu den vorhandenen Arbeitern noch reichlich zweihundert neue einstellen können, ja müssen — die allgemeine Arbeitslosigkeit also eine Kleinigkeit bessern dürfen, — die Firma hätte endlich wieder beweisen können, was deutscher Stahl und deutsche Arbeit zu leisten imstande seien . . . und du, der Leiter und Verantwortliche, die Seele des Ganzen, hättest neben etwa zweimal hunderttausend Mark Reingewinn die dich beherrschende Mutlosigkeit bestimmt überwunden . . .“

„Ja . . . aber warum hast du mir da nicht wenigstens hinterher von deiner . . . Eigenmächtigkeit Mitteilung gemacht?“

„Weil ich mich ferner überzeugt hielt, daß der schlaue Holländer nunmehr mit einem noch etwas erweiterten Entgegenkommen rechnete. — Dazu aber hätte ich mich nicht, vielleicht sogar nicht mit deinem ausdrücklichen Auftrag, bereitgefunden. Die Erklärung erhellt ohne weiteres, nicht wahr? Einerseits mußte — wie dies bei meinem ersten Nachlaß der Fall war — noch ein erheblicher Verdienst herauspringen. — Andererseits durfte ich nicht durch zu große Willfährigkeit das Ansehen deiner Firma schädigen. Oder, um deine Frage präzise, d. h. auch nach innerster Wahrhaftigkeit zu beantworten: Ich verschwieg es dir, weil ich nunmehr die Verhandlungen als gescheitert ansah.“

„Herr de Fries, der Generalbevollmächtigte hat dir also seine wahre Ansicht äußerst geschickt zu verbergen gewußt.“

„Wiejo?“

„Er hat, nachdem du ihn verlassen hattest, sofort nach Rotterdam die neue Offerte getabelt. Hier ist die Antwort seiner Firma.“

Jürgen von Kerst las länger daran, als es notwendig gewesen. Ein helles Rot war ihm in die Stirn gestiegen.

„Nun,“ forschte P. A. Krumbholz und deutete damit an, daß er endlich eine Äußerung erwarte. — Kerst schob ihm das Telegramm zurück.

„Also doch akzeptiert,“ sagte er und konnte die Freude, die durch seine Stimme bebte, nicht verbergen. „Nachträglich habe ich dich um Entschuldigung zu bitten. Natürlich war ich mir sofort bewußt, daß ich zu dem eigenmächtig vorgenommenen Preisnachlaß nicht berechtigt war. Aber mir fehlte ja doch jede Möglichkeit zur nochmaligen schnellsten Rücksprache mit dir. Deshalb wagte ich es . . . glaubte, es wagen zu dürfen. Du zürnest mir deswegen doch nicht?“

„Sehe ich wirklich so blödd aus? Neee . . . mein Sünge. Ich stehe nicht an, dir meine Bewunderung deswegen auszudrücken. Ich selbst hätte diesen Nachlaß nämlich als dermaßen minimal empfunden, daß ich ihn der bekannten Firma niemals anzubieten gewagt hätte . . .“

„Wir werden mächtig zu arbeiten haben,“ frohlockte Kerst und sah mit einem Schläge knabenhaft jung aus.

„Weshalb sprichst du jetzt plötzlich auch von dir . . . und vorher, ganz auffallend — lediglich von mir. Immer nur von mir.“

„Das ist doch klar . . .“
„Nicht mir! Vor deiner Reise war das — auch das — ganz anders. Da hast du große Lust gezeigt, alle Gewinne als „uns“ gehörig zu berechnen — die Verluste aber — nur mir zu verbuchen.“

Die freudige Jugendlichkeit in Kersts Gesicht erlosch jäh. „Schreiben wir die richtige Erkenntnis der Dinge also meiner Krankheit zu.“ meinte er langsam. „Wirklich darin liegt keinerlei Sentimentalität. Würden alle Kranken um den Segen, der aus solchem gewaltigen Gelöstwerden kommt, trügen sie es geduldig.“

B. A. Krumbholz redete in den weiten Raum hinein, ohne sein Gegenüber dabei anzusehen.

„Vielleicht.“ sagte er mit Nachdruck, „wäre aber dazu notwendig, daß auch die andern Patienten auf ihrem Schmerzenslager eine tiefgehende, beglückende Freundschaft schlössen.“

Kerst war sofort im Bilde. Er kam gar nicht auf den doch naheliegenden Gedanken, sich zu stellen, als ob er ahnungslos sei.

„Glaubst du wirklich, daß aus dem Gefühl der richtigen Wertschätzung schon die Freundschaft kommen könnte.“ fragte er zögernd.

„Ja . . . wonach steht denn sonst noch dein Verlangen?“

Krumbholz Stimme klang scharf. In seinen Augen lag ein lauernder Ausdruck.

„Nun . . . nach Beweisen . . .“

„Was könnte das wohl für ein Beweis sein, welchen die Stiefschwester deiner Braut dir schuldig geblieben wäre?“

„Du mißverstehst mich.“ führte Kerst jetzt ruhiger aus. „Freundschaft bleibt — meiner Ansicht nach — solange nur Bekanntschaft, bis der eine oder der andere Teil zeigt, daß er zu opfern bereit ist.“

„Ist denn . . . Ruth derselben Meinung?“ Nun war der Name heraus.

„Ich habe niemals mit ihr darüber gesprochen.“

„Du meidest jetzt augenscheinlich ihre Nähe, wie?“

„Ich wüßte nicht . . . weshalb? Ich werde sogar in aller-nächster Zeit — ja, noch heute — mir ihren Rat erbitten.“

„Also steht sie dir näher als deine Braut . . . oder ich?“

„Es ist eine Angelegenheit für Frauen. Männer rat hilft hier kaum etwas. Anita . . . ist . . . ja . . . aber nicht hier.“

„Sol' Deine Sache. Nichts liegt mir ferner, als mich in dein Vertrauen zu drängen. Nur eines laß dir sagen. Die Tatsache, daß ich deine zahlreichen kleinen und großen Seitensprünge kenne und größtenteils auch gut machen mußte, gibt mir das Recht hierzu: Wirf deine Nege nicht nach Ruth aus! Ueberall sonst habe ich zwei Augen zugeedrückt. Hier wäre ich rücksichtslos im Sehen und Hören. Ich glaube kaum, daß Ruth bisher geliebt hat. Sie ist also Neuland und dürfte dich ganz besonders reizen . . . Bitte, noch . . . eine Kleinigkeit . . .! Ruth erscheint mir in letzter Zeit auffallend verändert, wie auch du nicht der alte bist. Häufig kommt es mir wie ein Teufelspud vor. Du bist's und bist's doch wiederum nicht. Solche Umwälzung in allen Dingen kann nur ein großes Ereignis oder ein großes Gefühl bewirkt haben. — Nun kenne ich dich aber in punkto Liebe. Ich will dich immer noch mit der alten Zähigkeit zu meinem Eidam machen . . . Die Gründe glaubst du sämtlich zu kennen. Scheinbar genügen sie ja auch. Es ist aber . . . noch . . . ein anderer da. Ich habe mich bisher gehütet, ihn auch nur bewußt auszudenken. Vielleicht ist es jetzt aber an der Zeit, ihn dir bekanntzugeben. Dein Ehrenwort war mir rein äußerlich die Sicherung, daß du Anita tatsächlich ehelichst. Das andere aber zwingt mich innerlich, darauf zu bestehen. Genügt dir dies oder soll ich noch deutlicher werden?“

Kerst sah ihn ruhig und voll an.

„Ich bitte dich darum.“

„Nun . . . ich habe auch modern sein wollen und deshalb kein Aufstehens davon gemacht. Nicht mal meine Frau weiß es. Anita ahnt auch nicht, daß ich unterrichtet bin, — Sie war einmal bei dir. Und zwar im Mai vorigen Jahres. Nun, du wirst das wohl noch wissen. Angeblich übernachtete sie nach einem Tanztee bei einer Freundin. In Wahrheit aber war sie, wie mir ein telefonischer Anruf dort mitteilte, mir dir gegen Mitternacht fortgegangen. — Nach Haus kehrte sie indes erst am nächsten Morgen gegen 9 Uhr zurück.“

Kerst war totenblaß geworden. Sein Herz schlug wie ein gewaltig geschwungener Hammer. Blitzschnell erwog er, ob er Krumbholz jetzt die volle Wahrheit enthüllen sollte, mochte darauf folgen was wollte . . .

Dann aber erschien ihm gerade dieser Augenblick mit seiner Anklage als unmöglich dafür. Er biß die Zähne zusammen. Kein Wort entrang sich seinen Lippen. Was hätte er auch entgegnen sollen?

Die Wahrheit hätte ihn nicht von diesem schimpflichen Verdacht gereinigt. Sein ehrliches, umfassendes Geständnis wäre ihm bestimmt von dem Vater dieses Mädchens als ein unerhört plumper Schwindel ausgelegt und er selbst als ein gewissenloser Verführer und Drückeberger eingeschätzt worden, der auch Ruths Achtung nicht mehr gehabt hätte, geschweige denn jemals hätte wagen dürfen, um ihren Besitz zu kämpfen.

— — — B. A. Krumbholz wartete ein Weilchen auf irgendeine Antwort, ob sie nun Reue oder Auflehnung gewesen wäre. Als er gewiß zu sein glaubte, daß sie nicht kam, nickte er, faltete umständlich das Rotterdamer Telegramm zusammen und sagte, durchaus väterlich und freundschaftlich:

„Sobald meine Frau mit Anita aus Wiesbaden zurück sein wird, wollen wir den Termin für eure Hochzeit festlegen, nicht wahr?“

8.

Als Ruth von Moensbrink gegen 4 Uhr — dem Fahrstuhlführer nicht erst läutend — die Treppe hinunterließ, weil ihr heutiger Dienst in der Medizinischen zu Ende war, streckte der Verwaltungsinspektor aus seiner Tür das frische Gesicht mit dem schon ergrauten Kopf heraus.

„Fräulein Doktor, ein Herr wollte Sie abholen.“

„Mich.“ fragte sie ehrlich erstaunt und dachte, daß es vielleicht ihr Stiefvater gewesen sei, mit schlechten, eiligen Nachrichten aus Wiesbaden, denn die Mutter hatte im letzten Brief über öftere Herzbeschwerden geklagt. Aber das verneinte der Inspektor mit dem schmunzelnden Hinweis, dieser Herr sei bestimmt kaum vierzig Jahre gewesen.

„Dann müssen Sie sich verhört haben, Herr Inspektor.“

„Das wollen einem die jungen Damen hinterher allemal gern einreden.“ und er lächelte verständnisinnig. Ein Blick kühler Abwehr traf ihn.

„Ich sehe weder Sinn noch Grund solcher Lüge ein.“

Da war er beleidigt und änderte seinen Ton.

„Also . . . ich kenne den Mann nicht. Und seinen Namen hat er nicht genannt. Er wollte aber draußen auf Sie warten.“

— — — Ruth von Moensbrink kam nicht auf den richtigen Gedanken. Sie mutmaßte irgendeinen in Not geratenen Kollegen, der sie — als zu dem reichen Krumbholz gehörend — kennen mochte — erwog, daß es auch ein kleiner, ängstlicher Examenkandidat sein könne, der vielleicht morgen von dem Geheimrat geprüft und nun — verzagt und unsicher — noch in aller Eile etwas über seinen Fall in der III. zu erfahren strebte. Sobald sie im Freien stand und sich von der heißen, trockenen Juniluft umglüht fühlte, hatte sie die Neugier abgestreift. Die innere Freude über das, was sie jetzt regelmäßig im Beruf tun durfte, überwog jede andere Empfindung. Freilich gab es neben dem beglückenden Dienst am Lebendigen immer noch für Medizinalpraktikanten mancherlei längst Bekanntes, das zum Teil mit mechanischer Sicherheit ausgeübt wurde. Das Verfassen von Urnosen (Krankheitsgeschichten) — die Blutbilder — Wassermänner — das schülerhaft peinliche Nachzählen der roten und weißen Blutkörperchen, rechnetete dazu. Danach aber trat doch mehr und mehr das organische Unterjochen am Kranken selbst mit der zum Teil auch schon zaghaft vorgeschlagenen Therapie und nicht zum mindesten dieser erfrischende, ja befelegende Durst an der in fast allen Fällen miterkrankten Psyche ein.

Nach Ablauf des praktischen Jahres in der III. Medizinischen Klinik und nach einer weiteren Ableistung in einer Frauenklinik aber gedachte sie Berlin den Rücken zu wenden und sich irgendwo, am liebsten auf dem Lande, als Ärztin niederzulassen.

Sie ging ruhig ihren Weg. Da fühlte sie leicht ihren Arm berührt.

„Ruth!“ . . . Kerst schritt neben ihr dahin. „Eigentlich wollte ich Sie unten in der Klinik erwarten, Ruth. Dann aber zog ich es vor, im Freien auf und ab zu pendeln, und trat schließlich, um mich ein wenig vor dieser Blut zu schützen, in ein Haus. Nun, Sie bemerkten mich ja, Ruth, denn Sie sahen mich beim Vorübergehen voll an. Weshalb flohen Sie vor mir?“ — Ruth begann zu überlegen. Ja . . . floh sie denn wirklich? War es schon so weit mit ihr gekommen, daß er es merkte?

„Ich . . . war wohl zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, versuchte sie endlich zu erklären.“

„Das klingt glaubhaft. Seitdem ich aus der Klinik entlassen bin, haben Sie für alles andere außer für mich Zeit.“ stellte er mit Bitterkeit fest. Damit verhalf er ihr vollends zur Beherrschung.

Sie konnte sogar lächeln.

„Werden Sie wieder krank und ich stehe Ihnen, genau wie damals zur Verfügung . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Indizienbeweis.

Novelle von Ugel Rasmussen.

„Ich glaube, daß Durtain, der Privatsekretär, es war, der Melville ermordet hat,“ sagte der Kommissar und blickte James Green nachdenklich an. „Ja, ich bin fest davon überzeugt, obgleich wir nicht über hinreichende Fingerzeige verfügen, um diesen Verdacht begründen zu können. Und Durtain ist so gerieben, daß er sich nie verraten wird.“

Der Detektiv, den die staatliche Polizei zuweilen zur Aufklärung wichtiger Verbrechen heranzuziehen pflegte, nickte gelassen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Kommissar. Aber nach Lage der Dinge...“

Er sprach den Satz nicht zu Ende, versank aufs neue in Schweigen.

„Melvilles Witwe hat runde hunderttausend Dollar für die Ergreifung des Mörders ausgesetzt,“ fuhr der Kommissar nach längerer Pause bekümmert fort. „Aber ich fürchte, sie wird sich die Ausgabe sparen können.“

„Hunderttausend?“ fragte Green lebhaft. „Das ist ausreichend, um den Täter zu fassen!“

„Wie denn? Glauben Sie, er hat einen Mitwisser, den man bestechen könnte?“

„Anfönn — verzeihen Sie. Aber man mordet nicht auf so raffinierte Art einen Menschen und beraubt ihn um mehr als eine Million, wenn man sich gleichzeitig in die Hände eines anderen begibt. Durtain hat gemordet und zwar allein — ich kann mir den Vorgang, wie er sich abgepielt hat, genau vorstellen.“

„Aber Beweise, Beweise,“ seufzte der Kommissar.

Green lächelte flüchtig. „Ich werde Frau Melville bitten, mir die Summe zur Verfügung zu stellen. Ich verdiene nichts dabei, aber ich verpflichte mich, mit dem Geld den Mörder dingfest zu machen.“

„Und wie sollte das geschehen?“ fragte der Kommissar.

„Es ist nur eine Theorie. Aber ich glaube, sie wird richtig sein. Was meinen Sie, Herr Kollege, wieviel man zahlen muß, um das Theater für einen Abend zu pachten?“

„Für dreißigtausend wird es sicher möglich sein.“

„Gut, sehr gut — zehntausend für den Schriftsteller, zehntausend für die Schauspieler und soviel als möglich für Reklame, Presse und alles drum und dran.“

„Ich gestehe, ich begreife kein Wort von dem, was Sie sagen.“

„Die Sache ist einfach, ganz einfach. Ich glaube zu wissen, daß die schöne, junge Frau Melville kein Mittel unversucht lassen wird, den Mörder ihres Mannes dem Gericht auszuliefern. Zweifellos wird sie mit meinem Vorschlag einverstanden sein.“

„Und worin wird er bestehen, dieser Vorschlag?“

„Nun — ich werde einen Schriftsteller, irgend einen raffinierten Bühnentechniker, damit beauftragen, ein Stück zu schreiben: „Melvilles Ermordung“. Wir werden es über unsere Bühne gehen lassen mit unseren Schauspielern. Wir werden mit sehr vorichtigen, sehr geschickt aufgelegten Artikeln in allen Zeitungen, mit Plakaten und Lichtreklamen die Doffentlichkeit bearbeiten. Das Ereignis liegt erst wenige Wochen zurück, es ist zu sensationell, hat zu viel Staub aufgewirbelt, um nicht alle wünschen zu lassen, das Stück zu sehen.“

„Und — und?“

„Nun — auch Durtain wird hingehen, natürlich.“

„Meinen Sie wirklich? Ich glaube, er ist viel zu klug, zu vorsichtig.“

„Doch — bestimmt. Sie wissen ja: es lockt jeden Mörder immer nach dem Schauplatz seines Verbrechens. Und wenn es auch nur ein eingebildeter Schauplatz ist. Zudem fühlt er sich durchaus sicher, ahnt überhaupt nicht, daß man ihn verdächtigt.“

„Und selbst, wenn er hinginge — welchen Erfolg versprechen Sie sich davon?“

Green sah ihn durchdringend an.

„Herr — verstehen Sie nicht? Er wird sich selbst noch einmal morden sehen — darauf begründet sich meine Theorie.“

Zwei Wochen hindurch hämmerte jede Zeitung, jedes Plakat, jedes Kino den Menschen ins Hirn: „Sensationelle Uraufführung im Städtischen Theater am 1. Dezember: Melvilles Ermordung!“ Die Presse brachte — als Text verhüllte — Anzeigen, in denen auf den hohen künstlerischen Wert des Stückes hingewiesen wurde, auf seine Augenbildbedeutung, geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen dem unbekanntem Autor und dem Ermordeten wurden geschickt und dunkel angedeutet. Die Kassen des Theaters wurden gestürmt und Durtain, der lange geschwankt hatte, ob er der Aufführung fernbleiben sollte oder nicht, hatte einige Mühe, noch eine Eintrittskarte zu erhalten. Sein Wunsch, eine separierte Loge zu bekommen, konnte natürlich nicht erfüllt werden, und er mußte sich glücklich schätzen, überhaupt noch einen halbwegs guten Platz zu bekommen.

Unter den Zuschauern bemerkte man viele Freunde und Bekannte des Ermordeten. Einige behaupteten, auch seine Witwe, tief verschleiert, auf einem verborgenen Platz gesehen zu haben. Doch erschien diese Behauptung zu unwahrscheinlich, als daß sie von vielen geglaubt wurde.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte das Publikum den Vorgängen auf der Bühne. Sehr geschickt hatte der Autor alle

der Doffentlichkeit nach dem Morde durch die Presse bekanntgegebenen Umstände verarbeitet, alle offenkundig von der Kriminalpolizei verfolgten Spuren wurden nach einander zum Aufblitzen gebracht, mit sorgsam gesteigerter Geschwindigkeit stürzte die Handlung der Katastrophe entgegen.

Nun waren nur noch zwei Menschen auf der Bühne: Melville und sein Mörder. Und erschüttert erlebten die Zuschauer noch einmal jetzt vor aller Doffentlichkeit, die grauenhaften Vorgänge, die man aus den Zeitungsmittellungen noch deutlich in Erinnerung hatte, und die schließlich mit der Ermordung Melvilles schlossen.

Ein nicht enden wollender Applaus lohnte die Schauspieler. Aber es dauerte mehr als fünf Minuten, ehe sich der Vorhang wieder über den beiden Hauptdarstellern hob. Der Mörder, vorher mit einer gleichgültigen, unbekanntem Physiognomie seine Rolle spielend, trug jetzt die ausgezeichnet getroffene Maske — Durtains!...

„Ist Ihnen schlecht geworden?“ fragte ein Herr mitfühlend und bemühte sich um den Franzosen, der plötzlich mit einem Seufzer längs der Logenbrüstung zu Boden gesunken war. Durtain, halb ohnmächtig, versuchte vergeblich, seinem verzerrten Anblick Haltung aufzuzwingen.

„Danke sehr,“ stammelte er, „ein plötzlicher Schwächeanfall — aber es ist schon vorüber.“

„Dann darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen,“ sagte der Unbekannte. „Der Wagen wartet bereits auf Sie.“

Der Franzose wollte aufbegehren. Da hob Green — denn dieser war es — die Kofklappe, zeigte seine Ausweismarke. Durtain gab den Widerstand auf. „Kein Aufsehen,“ flüsterte Green noch — „sonst müßte ich Sie hier von der Polizei verhaften lassen — und das könnte bei der aufgeregten Stimmung des Publikums für Sie zu peinlichen Folgen führen.“

Zitternd, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stieg der Franzose vor dem Detektiv die schmale Treppe des Notausgangs herab. Unten wurde er von dem Kommissar und zwei Kriminalbeamten in Empfang genommen.

„Es hätte nicht dieses Schlußeffekts bedurft, Herr Durtain, um Sie zu überführen,“ sagte Green, als alle im Wagen saßen, und blickte mit hartem Lächeln auf den völlig Zusammengebrochenen. „Der Verfasser dieses Stückes hat den Darsteller absichtlich bei der Ausführung des Mordes einen schweren Fehler machen lassen — einen Fehler, den Sie selbst nicht gemacht haben. Und sie waren der einzige, der bei dieser Szene nicht geflaskt hat. Das genügte mir bereits. Sie benahmen sich genau wie ein Künstler, wie ein Dichter, der erbittert sehen muß, daß man sein geniales Werk bei der Reproduktion versaut. Ich verstehe es gut, — und ich erwartete es.“

Und dann sich zum Kommissar wenden: „Das nämlich war meine Theorie!“

Haustierzucht und -Pfleger.

Wenn die Jahreszeit sich neigt.

Man braucht wohl auf den Vorzug der Herbstweide sowohl für die Ernährung als auch für die Gesundheit der Rastiere nicht mehr besonders aufmerksam zu machen. Insbesondere mag man die Kinder auf Wiesen, Klee gras- und Rottklee felder lassen; nur gebe man den Tieren vor dem Auftrieb etwas Trockenfutter. Vorsicht ist bei der Weide auf jungen Klee feldern geboten, und das Vieh soll nur hinauf, wenn der Klee gut abgetrocknet ist, da andernfalls leicht Blähungen auftreten. Bei den Schweinen rechnet man im September auf den zweiten Wurf, und dann gibt es ja mit der Fürsorge um Sauen und Ferkel alles mögliche zu tun. Wer Kaninchen hält, muß sie nun, wo die Tiere in den Haarwechsel kommen, besonders gut füttern, warm- und sauberhalten. Am besten ist es wohl, wenn man sich alsbald an gründliches Reinigen und Ausweissen des Stalles begibt; denn in der Zeit des Haarwechsels und nachher sind die Tiere besonders empfindlich.

Während auf dem Geflügelhof die Eierproduktion der ältesten Hennen nun ganz nachläßt, fangen die jungen Hennen aus den frühesten Bruten und frühesten Kassen nach und nach an zu legen. Solange die Mauser noch anhält, ist vor allem kräftige Fütterung nötig. Ebenso muß allem Geflügel Schutz gegen herbstliches Unwetter, insbesondere gegen kalten Regen, verschafft werden; empfindliche Rassen läßt man in solcher Zeit besser überhaupt nicht auf den Hof. Das Junggeflügel sollte man rechtzeitig mit Fußringen versehen, damit später das Alter genau zu erkennen ist. Für Gänse und Truthühner bieten vielfach noch die Stoppeln eine gedeckte Tafel, und bald kann — auch bei den Enten — die Mast beginnen.

Alte Briefkäuben sollten jetzt dahem dieben, aber junge kann man noch auf Reisen schicken. Wer Zuchtvögel von Kanarien und sonst Sing- und Ziervögel kaufen will, kommt jetzt in eine günstige Zeit. Der Kanarienzüchter läßt seine Jungvögel „studieren“. Solange es möglich ist, mögen sie im Flugkäfig bleiben; der Studientüchtig kommt erst dann in Betracht, wenn Besorgnis der Gefangenschaft vorliegt. Je länger die Vögelchen im Flugkäfig bleiben, um so kräftiger entwickeln sie sich. Auf keinen Fall sollte zu viel Erfrücker gegeben werden. Hat man im Frühjahr Mehlwurmheden angefaßt, so kann man ihnen jetzt fertige Würmer entnehmen.

Die Tracht geht für die Bienen nun zu Ende, und der Imker muß unbedingt an die Einwinterung seiner Völker denken. Jedes Volk soll natürlich eine leistungsfähige Königin besitzen und genügend Arbeitsbienen aufweisen. Der Wintervorrat an Futter muß ausreichend sein. Schwache Völker werden anderen Völkern zur Ergänzung beigegeben und nicht für sich allein eingewintert. Völker, die mit dem Brutgeschäft nachgelassen haben, bekommen Reizfütterung, und für den Wintersitz sind tadellose Waben mit Arbeiterzellen zu beschaffen.

In den Fischteichen wird die Fütterung der Karpfen beendet, bei den Forellen aber fortgesetzt. Raufforellen werden abgefischt. Die Brutapparate müssen instandgesetzt und befruchtete Salmonideneier rechtzeitig bestellt werden.

Schweinehöfe mit Pflaster sind ganz ungeeignet zum Auslauf; denn hier müssen die Schweine Gelegenheit zum Wühlen haben.

Zum Lob der Ziegen wird sehr oft angeführt, daß sie nicht so leicht tuberkulös würden wie Rinder. Das verlangt aber Einschränkung, so wichtig die Tatsache an sich ist: Ausschließlich im Stall gehaltene Ziegen sind nämlich ebenso anfällig wie Rüh. Je mehr aber diese, wie auch die Ziegen, Weidegang haben, um so größer ist die Widerstandskraft der Tiere gegen den gefährlichen Tuberkulosebazillus.

Ernte noch und wieder Saat

Auch der Monat September steht für den Landwirt zunächst noch im Zeichen des Erntens. Außer dem Aberten von Mais, Samenkle, Samenparsette und Grassamen gibt es hier und da mit dem Brechen und Trocknen der Tabakblätter zu tun, überall jedoch mit dem weiteren Ausnehmen früher Kartoffeln. Dazu kommt auf den Kleefeldern der zweite Schnitt und nicht zuletzt hinsichtlich Wichtigkeit und Bedeutung auf den Wiesen die Nachmahd, in manchen Gegenden schon der dritte Schnitt. Dann sollen auch die Wiesengräben alsbald, die Hauptzuleitungsgräben aber unter allen Umständen geräumt werden. Man sollte namentlich letzteres nicht versäumen, auch nicht, wenn andere Arbeiten, z. B. der Drusch des Getreides, jetzt noch so sehr drängen. Allerdings stehen die Vorbereitungen für die Wintergetreidesaat auf Acker, Tenne und Kornboden obenan; denn Wintergerste und -weizen sollen ja gleich, der Roggen auch bald danach in die Erde. Nach der Saat kommt dann noch das Ziehen der Wasserfurchen, und nicht zuletzt muß auch an die Vertilgung von Mäusen und Ackersehnen gedacht werden.

Im Gemüsegarten muß bei trockenem Wetter noch das Gießen fortgesetzt werden. Damit sich beim Rosenkohl keine Seitentnospen entwickeln und bei den Tomaten das Gedeihen gefördert wird, kann man bei beiden die Spitzen wegschneiden. Die Köpfe der Rosenkohlpflanzen geben für sich ein Gemüse und sind daher nicht wegzwerfen. Wenn sich Tomaten zu Ende des Monats noch färben, mag man sie mit dem Stiel abschneiden, damit sie im Zimmer nachreifen. Kleine Tomaten eignen sich recht gut zum Einmachen. Den gegen Frost empfindlichen Kardy muß man rechtzeitig in den Keller bringen. Artischocken werden mit Erde behäufelt, nachdem sie gepuzt und abgeschnitten sind. Kohlpflanzen sind jetzt noch in der Zeit ihres besten Wachstums. Gelbe Spargelstengel werden verbrannt, junge Spargelanlagen befaßt, wobei auf den Spargelkäfer achtzugeben ist. Gewürzpflanzen werden geteilt und frisch gepflanzt. Petersilie und Schnittlauch kann man noch in Töpfe pflanzen, die solange wie möglich im Freien bleiben.

An den Obstbäumen hängen jetzt schwer die Früchte, und es ist vielfach nötig, den Ästen mit Stützen und dergleichen die Last zu erleichtern. Aber die Obsternete

geht ja immer weiter fort, wenn auch noch längst nicht alles zum Reifen und Abnehmen heran ist. Klettert man an den abzuerntenden Bäumen herum, dann soll man sich auch gleich die Baumstämme und Bänder ansehen und sie nötigenfalls erneuern. Bäume mit schwachem Wuchs werden nach der Ernte stark zurückgeschnitten. Für die im Herbst zu pflanzenden Obstbäume grabe man die Löcher schon jetzt. Wer noch nicht zur Anlage von Erdbeerbeeten gekommen ist, veräume es im September nicht.

Die Herbstblüher, insbesondere Astern und Dahlien, zieren nun den Blumengarten. Empfindlichere Gewächse, die zu Sommeranfang ins Freie auf die Beete gepflanzt wurden, kommen nun wieder in Töpfe; vorerst mögen sie aber so noch draußen auf den Beeten stehenbleiben, falls diese nicht andere Verwendung finden sollen. Blumenzwiebeln und -knollen werden im September noch gelegt. Von vielen Stauden können Ableger gemacht werden, ebenso von Nadelhölzern. Im August ausgesäte Staudensämlinge wird man schon pikieren müssen. Vielsach wird auch im Blumengarten schon gedüngt und gegärben. Bei den Zimmerpflanzen, die ihrer Ruheperiode schon nähertommen, hört das Düngen aber auf. Kakteen und andere Fettpflanzen kommen schon Ende September an einen hellen, kühlen Ort.

Aus aller Welt.

Ein Preis für journalistische Berichterstattung. Der Aufsichtsrat der Hochschule für Journalismus an der Universität Columbia (Neuyork) hat den Pulitzer-Preis für journalistische Berichterstattung im Jahre 1928 dem Pariser Korrespondenten der „Chicago Daily News“, Paul Mowrer, zuerkannt. Mowrer arbeitet seit mehr als zwanzig Jahren als Korrespondent dieser Zeitung in Paris. Er war bei ihr Kriegsberichterstatter während des Balkankrieges und während des Weltkrieges. Der zum ersten Male verliehene Pulitzer-Preis beträgt 500 Dollar. Josef C. Pulitzer ist der verstorbene Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung“, und er hat eine Stiftung hinterlassen, die eine Reihe von Preisen für literarische und publizistische Arbeiten, darunter einen für Zeitungsberichterstattung, umfaßt.

Berliner Uraufführungen. Die Berliner Reinhardt-Bühnen haben zur Uraufführung in der nächsten Spielzeit Verhart Hauptmanns „Spul“ erworben. Das Stück, das aus den zwei Teilen „Hegenritt“ und „Die schwarze Maste“ besteht, ist außerdem schon von München, Hamburg, Leipzig und Dresden angenommen worden. — Die Reinhardt-Bühnen haben ferner zur Uraufführung erworben: „Die Feindin“ von C. Antoine, „Phaea“ von Fritz von Unruh (außerdem angenommen von den städtischen Theatern in Frankfurt a. M. und Leipzig), und die Komödie in drei Akten von Stefan Großmann: „Grunwaldmädchen.“ Das Theater am Schiffbauerdamm wird zur Uraufführung bringen: „Happy end“ von Dorothy Lane, Songs von Brecht und Weill (außerdem angenommen in Wien, Frankfurt a. M., Leipzig und Hannover) und „Generallstreit“ von Leo Lania.

Die stille Sportkönigin. So nennt man in Paris Frau Olive Saintjean, eine noch junge, hübsche Frau. Den Titel legte man ihr nicht bei wegen besonderer sportlicher Leistungen, wegen deren sie in der Öffentlichkeit nicht glänzen will, sondern wegen ihrer finanziellen Position in der Sportwelt. Sie hat zwei Rennbahnen in Betrieb, besitzt selbst einen wertvollen Rennstall und ist „Aufsichtsratsmitglied“ in 15 Gesellschaften für die Anlage und den Betrieb von Sportplätzen.

fröhliche Ecke.

Hauptmann Schneidig. Hauptmann Schneidig hatte vor dem Kriege einen recht ordentlichen Burschen, August Schuster. Der kostete ausgezeichnet, stopfte ihm die Strümpfe, puhte ihm Schuhe und Uniform und trug bei den Felddienstörungen seinen schweren Rucksack. August Schuster war der Sohn eines Weinbauern.

Inzwischen hatte sich das Rad der Zeit gedreht. Hauptmann Schneidig hat seinen Abschied genommen, hat wohl oder übel, um einen Beruf zu haben, die Chauffeurschule besucht und übt nun den sehr achtbaren Beruf eines Chauffeurs aus. August Schuster dagegen ist nun ein schwerreicher Weinbauer, der, wenn er in die Stadt kommt, keinen Weg zu Fuß geht.

Tritt da eines Tages Herr Schuster aus der Hotelkur und ruft ein vorbeifahrendes Auto an. Wie erstaunt er, als er in dem Chauffeur seinen ehemaligen Vorgesetzten, den Hauptmann Schneidig, entdeckt. Nach einigen Worten des Begrüßens fragt der Hauptmann äußerst höflich, wohin er seinen Gast denn fahren dürfe. Da reißt Weingroßhändler August Schuster seine Knochen zusammen, steht stramm und antwortet salutierend:

„Herr Hauptmann, melde gehorsamst, in die Kolibritbar!“